

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Um den Namen

Roberts, Alexander

Leipzig, 1901

Drittes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-160432](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-160432)

Drittes Kapitel.

Der Letzte seines Stammes.

„Ein Kavalierr von ältestem Adel, der letzte seines Stammes, wünscht einen Sohn aus guter Familie, möglichst selbstständig und im Besitz eines angemessenen Vermögens, zu adoptieren. Gef. nicht anonym. Off. sub v. Z. 1250 erb. in d. Exped. dies. 3.“

Das Zeitungsblatt raschelte in den Händen des Oberleutnants; er rückte den alten, schlechtstehenden Kneifer mit einer hastigen Bewegung empor.

Als wenn er es gewesen, der die Annonce in die Zeitung gesetzt! So hätte es heißen müssen, wenn er sich dazu hergegeben hätte, seinen Namen öffentlich anzubieten. Und der merkwürdige Zufall der Annoncenschiffre — war sie nicht fast gleichlautend mit der Jahreszahl, in welcher die Wurzel des Stammbaumes dort an der Wand gründete? Ein verstorbener Bruder hatte der Anfertigung dieses Stammbaumes über zehn Jahre seines Lebens gewidmet. Mit einem Eifer, der zuletzt in eine Art Manie ausgeariet, hatte er den leisesten Verzweigungen der Namensspur bis in die Tiefe der Jahrhunderte hinein nachgegraben. Er hatte darüber Besitz und Hausstand vernachlässigt und die Reisen und Forschungen hatten einen guten Teil seines Vermögens aufgezehrt. Es stand sogar in der Familie fest, daß diese aufreibende Manie seinen Tod verursacht hatte. Nun hielt der Stammbaum, mit kostbarem Eichen schnitzwerk umrahmt und mit dem Wappen der Gamlingen gekrönt, in fast ausdringlicher Arroganz die eine Wand der niederen Stube besetzt: Die Raumhöhe eines vierten Stockwerks ist eben nicht für den Luxus solcher Art von Bildwerken berechnet.

Es war wie eine stete Mahnung an ihn, den Letzten, die Zweige des Baumes, der sechs Jahrhunderte gegrünt, nicht

elendiglich verdorren zu lassen. Mit dem Tode seiner Söhne hatte er oft genug an die Verpflichtung einer Adoption gedacht; doch war es nur bei dem Gedanken geblieben, bis vor ein paar Tagen Frau Belzig in ihrer resoluten Weise den Bann brach und einfach die Frage ausdeckte: „Aber verehrtester Herr Oberstleutnant, Sie haben keinen Sohn, Leutnant Eß hat keinen Vater mehr; er ist ein ausgezeichnete Mensch; Sie können sich keinen besseren Adoptivsohn wünschen! Adoptieren Sie ihn doch!“

Er hatte etwas sagen wollen, aber es nur zu einem lebhafte Zwinkern der kleinen Augen gebracht.

Ja, ja, ja! der ist der Richtige! Eß ist tüchtig, sympathisch, ein seltener Charakter — er wird eine glänzende Karriere machen, d. h. ob er sie mit seinem Namen machen wird? Seinen Schultern darf man die kostbare Last dieses Namens schon anvertrauen! — Wie liebenswürdig von Frau Belzig, daß sie sofort die Sache in Angriff nahm und gleich heute Abend das Terrain rekonnozierte!

Würde Eß zugreifen? — Natürlich kam ihm der Antrag als eine Überraschung; in seiner diskreten Weise wick er zur Seite. Man mußte ihm jedenfalls Zeit gewähren!

Die Auglein des Alten stöberten unruhig in den Annoncen der Zeitungseite weiter. Immer wieder, wie von einem Magnet angezogen, fuhren sie auf die Namensofferte zurück. Das nackte Elend lugte unter dem Prunk dieser Anzeige hervor. Man verlangt also Vermögen als solide Stütze für den Namen. Es werden sich die Söhne von Schlächtern und Bierbauern melden; an Bewerbern wird kein Mangel sein. Ein Gefühl der Scham über diese Preisgabe beschlich ihn. Nun gottlob, bei der Adoption eines Eß ist doch der Verdacht eines schmutzigen Eigennutzes nicht zu befürchten. Eß ist arm; nur seine Tüchtigkeit und seinen Charakter setzt er für den Namen ein. Alle die Ahnen des Stammbaumes mögen ruhig ihre Jahrhunderte weiter schlummern; es ist nun jemand da, der die Ehre des Geschlechtes weiter bewacht!

„Oga, mein Kind, da lies einmal,“ sagte der Freiherr plötzlich, indem er das Blatt über den Tisch hinüberreichte.

„Gleich, Pa, daß die Farbe nicht eintrocknet!“ antwortete sie, ohne aufzublicken. Sie saß auf der andern Seite des Tisches in der vollen Helle des Lampenlichtes, mit herabgebengtem Köpchen, dessen läppig aus dem Zwang der Frisur umherwuchernde Wildhaare wie Seide in dem grellgelben Scheine erglänzten. Ein Haufen lithographierter Blätter lag vor ihr, und die feinen Hände führten in stinker Behendigkeit den Pinsel — immer dieselbe maschinenhaft regelmäßige Bewegung: zwei Karminlecke, die aufgetuschelt und dann mit dem Wasserende des Pinsels abgetönt wurden; es bedeutete die blutrot gefunden Bäckchen zweier Kinderfiguren.

„Papa, ich habe noch 300 Bäckchen zu malen; ich werde nicht vor elf Uhr fertig. Und ich muß mich noch sehr sputen,“ hatte sie dem Vater bei dessen Klatschkunst gemeldet.

„Ich dachte, du littest an deinem Kopfschmerz, mein Kind? Du solltest dich schonen!“

„Ach, dazu ist keine Zeit,“ wick sie aus, stark erröthend. Sie hatte wohl die Schnelligkeit im Erröthen den Karminlecken der Bäckchen abgelernt, die sie ihren Figuren annalzte. Der „Einseitige“ war ja am Nachmittag nur vorgezeichnet worden; nun hatte sie die kleine Notkluge vergessen. „Macht mir außerdem Spaß. Sieh, wie fix es geht, Papa!“ Und sie malte ihm ein halbes Dutzend Notbäckchen vor.

„Du gutes, liebes Kind!“ Zärtlich hatte seine Hand über das rundliche Köpchen gestrichen.

Aber in das Wohlgefallen, das er beim Anblicke des Köpchens empfand, mischte sich ein Schatten von Sorge: was soll werden, wenn er selbst nicht mehr sein wird? Und wäre auch die Sehnsucht nach dieser Adoption nur der Sorge des Vaterherzens entsprungen, dem zarten süßen Geschöpf einen brüderlichen Schutz gegen kommende Unbill zu schenken!

„Nun, was ist, Pa? Sieh her!“ sagte Oga, den Pinsel

endlich fortlegend, um nach der Zeitung zu greifen. „Darf ich dir noch eine Tasse Thee einschenken?“

„Wenn du die Güte haben willst.“

Es würde ihr einen vortrefflichen Bruder abgeben . . . Während er die zierliche Figur neben sich betrachtete, deren Gesichtchen vom weißen Dampf des ausgegossenen Thees umwallt war, mußte er an die imponierende Erscheinung des Generalsstäblers denken: wach ein Bild männlicher Kraft! Wohl dem auserwählten Weibe, dem das Los zu teil wird, von solchen Händen durch das Leben getragen zu werden! Ein fast unmerklicher Seufzer entfuhr ihm — so pflegen Mütter zu seufzen, die ihre Töchter immer wieder aussichtslos vom Baller heimführen. Die Tochter eines Pensionierten — wird sich für sie ein Bewerber finden, dem das Silber ihres Lachens und das Gold ihres Gemütes den gestanzten und gedruckten Inhalt eines Arnheim ersetzen kann?

„Was meinst du denn, Papa?“ Olga suchte immer noch auf der Zeitungsseite.

„Ganz oben, fettgedruckt — ‚Ein Kavaliere‘ —“

„Ah, da ist's!“ Olgas Augen weiteten sich voll wachsender Bewunderung. Und nun, fast mit dem Ausdruck des Schreckens blickte sie den Vater an. Es war doch nicht der Vater, der die Annonce eingesetzt?! Aber sofort verneinte sie sich solchen Verdacht und las, das Köpfschen schüttelnd, noch einmal. Hätte Papa solches hinter ihrem Rücken ausführen können? Nein, so heruntergekommen waren die letzten Sammlungen doch noch nicht, daß sie ihren Namen gegen Geld in den Zeitungen ausboten!

„Was soll das, Papa?“ Sie blickte ihn verdutzt über das Zeitungsblatt an.

„Ze . . . ze . . . ze . . .“ Es war nicht so leicht, ihr in kurzen Worten alles zu erklären. Das kam davon, daß er diesen Winkel seiner Gedanken vor ihr versteckt hatte!

„Setz' dich hierher, Kind!“

Sie rückte den Stuhl an seine Seite und ließ sich darauf nieder.

„Sieh, ich hätte mich längst nach einer Adoption umsehen sollen. Ich bin es unserem Namen schuldig.“ Es war der Seufzer, der ihm schon anderen gegenüber entfahren. „Es ist Zeit, daß ich daran denke; ich werde alt, mein gutes Kind. Sehr traurig, wenn unser Name spurlos verschwände. Freilich nicht nobel von dem sogenannten Cavalier — man stellt seinen alten ehrwürdigen Namen nicht so ins Schaufenster. Aber wenn sich eine Gelegenheit bietet, so muß man doch zugreifen. Nicht jedem möchte man den Namen anvertrauen. Ze . . . ze . . . ze . . . ich weiß jemand, bei dem er gut aufgehoben wäre. Er wird ihn schon in Ehren halten. Er wird dir sein braver Bruder sein; aber ich möchte nicht, daß du eine Einwendung gegen die Wahl hättest.“

„Du machst mich sehr neugierig, Pa.“

„Ze . . . ze . . . ze . . . war neulich davon die Rede und auch heute. Halb Scherz, halb Ernst. Aber bin überzeugt, kostet nur ein Wort zur richtigen Zeit, und die Sache kann perfekt werden. Ich weiß, du schätzeft Leutnant Eff sehr —“

„Ah!“

Ein kurzes Ah! der Übertaschung. Eine Röte übergieß ihr Gesichtchen, ein starkes Karmin, das wohl gemalt dort auf dem Papier als besonders gelungen erschienen wäre. „Doch nicht Herr Leutnant Eff!“

„Hast du etwas an ihm auszusetzen? Seine Tüchtigkeit, seine Ehrenhaftigkeit stehen über allem Zweifel — ein wahrhaft vornehmer Charakter — wüßte nicht, wer besser paßte.“

„Leutnant Eff ist ein reizender Mensch! Er ist der lebenswürdigste Mensch, den ich mir denken kann!“ rief Olga mit einem übertriebenen Enthusiasmus. Wollte sie dadurch ihre seltsame Erregung verbergen?

„Er wird dir ein vorzüglicher Bruder sein. Ich wüßte nicht . . . ze . . . ze . . . ze . . . unter wessen Schutz du besser aufgehoben wärest.“

„Ein herrlicher Mensch!“ fiel sie nochmals ein. „Ich würde mich unendlich freuen, Pa!“ sie sprang auf, ihre Arme umschlangen des Vaters Hals, und eine kurze Weile fühlte er den lebhaften Atem des Kindes an seiner Wange.

Was ist ihr denn? Ei, die Nachricht kommt ihr nur so neu und überraschend — sie freut sich wirklich!

„Ist er denn damit einverstanden? Weiß er denn davon?“ fragte sie dann in anscheinender Ruhe.

„Er wird es nicht ausschlagen, mein Kind.“

Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie in der Küche noch Wichtiges für morgen früh zu ordnen hatte — man kann sich auf diese Aufwärtserinnen nie verlassen! Und sie schlüpfte hinaus. Gleich darauf hörte der Freiherr von der Küche her das klrrende Poltern von Geschirre und das feintnarrrende Umhertrippeln von Olga's Füßchen. Dann, während er sich selbst wieder in die Lektüre seiner Zeitung vertiefte, ward es draußen still. Wenn er die Küche betreten hätte, wäre er Zeuge von etwas Außergewöhnlichem geworden. Das liebe fröhliche Ding stand mit dem Köpfschen an die kalte Scheibe des Küchenfensters angelehnt und blickte gedankenschwer hinaus nach dem Stückerchen Sternenhimmel, das über der schwarz und finster aufragenden Häuserfronte hereinleuchtete. Eine schwere Thräne löste sich langsam von ihrer Wimper und rollte über die Wange herab; sofort schüttelte Olga heftig den Kopf. Thorheit! liebte er nicht Melitta? War das nicht ausgemacht? Und wenn dies nicht der Fall wäre, würde er denn jemals an ihr unbedeutendes Persönchen denken?

Sie hatte Ess zuerst im vorigen Winter auf dem alljährlich stattfindenden Ball des Pensionierten-Vereins kennen gelernt; sie hatte ihn dann oft genug im Belzig'schen Hause getroffen. Zuletzt siegte doch die Vernunft über den unbegreiflichen Trost ihres Herzens, und sie hatte einen Vorwand gefunden, einzelnen Einladungen dorthin auszuweichen. Sie wollte der Thorheit Herr werden. Keines Menschen Auge sollte hinfort Zeuge sein, welch seltsame Flamme ein Jahr

hindurch in ihrer Brust geglimmt. Eff und Melitta würden ein Paar werden, und man würde auf der Hochzeit recht lustig tanzen und lachen; man würde die Miniaturböller der Knallbonbons losschießen und die Glocken der Gläser erklingen lassen. Und so, unter all der Ausgelassenheit würde diese Backfischliebe zu Grabe getragen werden.

Und nun hatte Papa den „Herrlichen“ zu ihrem Bruder erkoren! Soll sie sich dagegen auflehnen? Eine neue Thorheit, und sie gäbe damit zu, was sie sich wegzulengnen so eifrig bemüht war. Nein, nein, nein! So sei er als Bruder willkommen!

Bald darauf saß sie wieder an der Arbeit. Ihre Augen strahlten klar wie vordem, und fast schien es ein Mutwille, wie flink der Pinsel in ihren Fingern Bäckchen auf Bäckchen tupfte und abtönte.

„Gute Nacht, mein Liebling! Strenge dich nicht zu sehr an. Bleib' nicht zu lang' auf,“ sagte der besorgte Vater, als er sich zur Ruhe begeben wollte.

„Nur noch hundertfünfzig Bäckchen, Papa. Es macht mir besondere Freude heute. Es giebt nichts Besseres als Arbeit. Die armen reichen Leute, die solche Wohlthat nicht kennen! Meinst du nicht auch, Papa?“

Und dann, beim eintönigen Schlag des Regulators, während da draußen die vielartigen Geräusche der großen Stadt nach und nach verstummten, saß die kleine Heldin und malte Bäckchen; sie wollten ihr immer hübscher geraten, und es war schade, daß das fünfste Hundert so bald vollendet war.

Auf der Treppe zu seiner Wohnung begegnete Eff der feisten, untersehten Gestalt seines Burschen, der sich eben in einem stark beschädigten Bunzlauer Topf seinen Abendkaffee holen wollte. Der Mann wollte umkehren, als er seinen Herrn kommen sah.

„Allez, Baptiste, allez prendre votre café — je vais attendre,“ redete Eff ihn an.

Baptist war ein Lothringer, ein Stocfranzose, und gerade

einen solchen hatte sich der lernbegierige Offizier vom Regiment als Burschen erbeten, damit er im Französischen doch etwas in Übung bliebe.

„Su Beesäl, 'err Leut'!“

„Baptist, du sollst ja französisch sprechen. Parler français, rien que français! Avez-vous compris?“

Und Baptist abermals, über das ganze gutmütige Gesicht grinsend, aber in strammster Haltung, den Buzzlauer Topf wie zu einer Freilübung gegen die Brust gedrückt: „Su Beesäl 'err Leut'!“ wie es ihm der Unteroffizier in der Instruktion beigebracht; es waren über diese paar deutschen Worte sogar Thränen der Verzweiflung geflossen.

Er war unverbesserlich; seitdem er des Abends in einer halbgeöffneten Hausthür der Nachbarschaft bei einer drallen Berliner Köchin Unterricht im Deutschen nahm, war er wie besessen auf diese Sprache.

„Der reine Wartesaal!“ pflegte Mühlller auszurufen, wenn er Eßs Zimmer betrat. Letzterer war in der Eisenbahnabteilung des Generalstabs beschäftigt, dort, wo der überaus schwierige Mechanismus der Truppentransporte für jede Eventualität einer Mobilmachung konstruiert und gangbar erhalten wird: eine anstrengende Handwerksarbeit, die jedoch die zuverlässigsten Arbeiter verlangt. Gelbe, weiße und rote Eisenbahnfahrpläne waren an die Wände, ja sogar an die beiden Thüren geheftet, den Widerschmuck halb verdeckend; mit dem markigen Ausdruck der lecken Haudegenesichter überragten einige Menzelsche Feldherrnköpfe diese dürre papierene Prosa der modernen Kriegsführung. Mühlller konnte sich auch eines Schauders nicht erwehren, der sich in einem herzhaften „Brrr!“ Luft machte, wenn er der Tabellen und zahlenwimmelnden Bogen ansichtig wurde, die den Schreitisch bedeckten. Aus dieser Wüste von Zahlen schien ihm nur eine Nase hervorzufragen, die Rangliste, die Eß mit peinlicher Genauigkeit nach der jedesmaligen Ausgabe des Militärwochenblattes auf dem Laufenden erhielt. Daneben lag eine

russische Grammatik nebst einem Übungsheft aufgeschlagen. Aber auch Strategie und Geschichtswissenschaft kamen zu ihrem Recht. Über einen Nebentisch lag eine große Karte gebreitet, auf der die einzelnen Truppenpositionen durch niedliche Stecknadelstängelchen bezeichnet waren, die neueste vom Feldmarschall selbst gestellte Übungsaufgabe, über die sich alle Streber in der Armee augenblicklich die Köpfe zerbrachen.

Einige Briefe hatten sich nebst der Zeitung eingefunden. Der eine, von altmodischer, länglicher Form, zeigte die wenig ausgeschriebenene Schriftzüge seiner guten Mutter. Zuerst, ohne den Paletot abzulegen, erschloß er das große feierliche Quartcouvert des anderen. Der vergoldete preußische Adler schimmerte ihm von der starken Kartonkarte entgegen, die „Das königliche Hofmarschallamt“ unterzeichnet war. Sie enthielt eine Einladung für den achtundzwanzigsten Januar zur Cour und Ball im königlichen Schlosse.

Ein Schimmer der Befriedigung glitt über sein Gesicht wie ein Abglanz aus dem lichterstrahlenden Ballsaal dort bei Hofe. Ah, aber er mit seinem Eß — mit seinem Buchstaben? Was soll er dort, wo nur die glänzenden Namen ihre Triumphe feiern? Gleich verslog der Schimmer von seinem Antlitze. Mühlillers Ausruf: „Ein verheult guter Name!“ klang ihm im Ohr. Auf der Schule hatten sie ihn mit seinem Buchstaben geneckt; später, als jungen Leutnant sach ihn zuweilen, bei Vorstellungen, eine thörichte Scham. Nun, darüber ist er längst hinaus — zum Glück ist das „sum cuique!“ keine hohle Devise in Preußen. Er weiß, er wird auch mit seinem Einfilber und trotz desselben nicht in der Masse stecken bleiben, er hat Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit. „Vorwärts!“ lautet seine Parole — aber nicht vorwärts mit Katzenbuckeln!

Doch wie kam er zu solchen Betrachtungen? Hatte Mühliller recht und lugte durch den „Scherz“ von Frau Belzig wirklich eine tiefere Absicht? War es möglich, daß dessen Andeutung, Bertisch und den Grafen betreffend, eine Spur

von Wahrheit enthielt? Ihnen allen, den Kameraden, die dort verkehrten, war der Parvenühauch, der das Haus Belzig durchwehte, nicht ganz geheuer — aber vor dem Zaubererglanz der beiden Sterne verblaßte jede Kritik.

„Ich liebe das herrliche Wesen — ich muß sie erringen! Sie muß mein sein! — Der Name, was hat der Name mit dieser Liebe zu thun? Und wenn diese Liebe das Opfer meines Namens forderte, wie Mühlhiller anzudeuten scheint? — Nein, nicht das! Nicht um diesen Preis! Auch Melitta nicht!“

Mit einer Bewegung, als begänne die Karte ihm in der Hand zu glücken, ließ er sie auf den Tisch fallen. Dann erledigte er sich mit nachdenklicher Langsamkeit seines Paletots und Degens, zündete eine Cigarre an und schmiegte sich in einen Polsterstuhl, um den Brief der guten Mama mit Behaglichkeit zu genießen.

Der aromatische Geruch des Labendels, der die gewaltig massiven Schränke der verwitweten Steuerrätin Eßf zu erfüllen pflegte, wehte ihm daraus entgegen. Und dieser Geruch zauberte die Erinnerung an die elterliche Wohnung zu Erfurt vor seine Augen. Die niederen, nicht streng quadratischen, durch Treppchen und Rampen verbundenen Zimmer, die kleinen klirrenden Fenster mit den steifen Zugjalousien; nach der Stille des Hofes, den das grüne Dunkel einer mächtigen Linde beschattete, das Arbeitszimmer seines Vaters, wo vor dem geräumigen tannenen Schreibtisch noch der glänzend glattgesejjene Lehnstuhl stand: alles altfränkisch, echt Erfurtisch, aber lieb und von naiver Traulichkeit.

Er sah sein Mütterlein, die kleine Dame mit dem ängstlichen Gesichtchen, stets in abgetragene Seide gekleidet, mit Staubtuch und Federwedel lautlos huschend durch die Räume waltend. Er sah sie an den Nachmittagen am Fenster sitzen, dem grauen Spiegelglaste des „Spions“ gegenüber. An dem anderen Fenster, der Mutter gegenüber, pflegte sein Schwesterchen Nelheid zu sitzen; der Riesenteppich an dem sie schon seit Jahren mit Unterbrechungen strickte, war immer noch nicht

fertig; seine Farben drohten zu verblassen, und die Blüte des zarten Antlitzes reifte immer mehr einer resignierten Duldermiene entgegen.

Eff hatte die Weihnachtsfeiertage zu Hause verbracht. Der Brief zehrte noch von der Erinnerung an diesen Besuch. Walther hatte zu Hause von seinen Arbeiten, seiner Stellung, vom Generalstab, von Moltke, von seiner Zukunft ausführlich erzählen müssen, und nun brach der Mutterstolz immer wieder durch die Zeilen.

„Gott segne dich, mein Sohn!“ schrieb die brave Dame. „Tante meint und wir freuen uns alle so, daß du dem guten Namen unserer Familie solche Ehre machst.“

„Tante meint . . .“ dies kennzeichnete die Autorität, welche die Schwester des verstorbenen Steuerrates in der Familie genoß. Immer wieder: „Tante meint — Tante hat gesagt — Tante will es so“ — nichts Wichtiges, das beschlossen wurde, ohne daß man den Rat der kleinen rundlichen, quecksilbernen Witwe in Anspruch nahm, die auch ohne ihr bedeutendes Vermögen sich ihre Hauptrolle in der Familie bewahrt hätte; denn unter ihrer polsternden Tyrannei verbarg sich ein Goldherz, das nicht milde wurde zu geben und, wo es nötig war, zu vergeben.

Die eben ausgesprochene Zuvorsicht erhielt dadurch noch mehr Nachdruck, daß unmittelbar ein Stoßseufzer folgte, der Adolf, dem älteren der beiden Brüder, galt. Adolf hatte die technische Hochschule besucht und war dann abseits der großen Heerstraße einer regelrechten Anstellung auf dem Trappfad der Erfindungen geraten. Er betrieb eine „Idee“ nach der andern, von der eine jede Ruhm und Reichtum bringen sollte, stand mit allen Patentämtern der Welt in Verbindung und wurde von den gelegentlichen Compagnons seiner Pläne weidlich ausgebeutet. Zudem hatte er voreilig geheiratet und sah nun, nachdem die unseligen Erfindungen das kleine Vermögen seiner Frau aufgezehrt hatten, im Elend.

„Adolf ist im Begriff, wie er uns mitteilt, in Berlin

eine Fabrik für seine neueste Erfindung einzurichten," schrieb die Steuerrätin; „er hat uns den Plan in seinem Brief ausführlich auseinandergesetzt; ich habe es wie gewöhnlich nicht verstanden. Du guter Gott, was soll dies wieder bedeuten?“

Und gleich darauf, als müßte die Schreiberin sich wieder an etwas Erfreuliches klammern: „Mein lieber Walther, Tante behauptet fest, daß du Aussicht hättest, eine gute Partie zu machen. Hast du ihr eine Andeutung gemacht? (Die gute Frau stand ja gern hinter der allmächtigen Tante zurück.) Wie sehr wir uns alle freuen würden, kannst du dir denken. Ich bin überzeugt, daß du deine Wahl nicht zu bereuen haben wirst.“

Er fuhr empor — wer hatte das gesagt? Wie kam Tante dazu, das zarte Geheimnis seines Herzens in solch greifbarer Gestalt ans Licht zu zerren?

Ah, nun erinnerte er sich. Die „Autorität“ hatte ihn mit ihren nadelspitzen Fragen, die überall umherstachen, auch nach seinen gesellschaftlichen Beziehungen gefragt. Und er hatte ihr Haus für Haus, wo er verkehrte, schildern müssen. Da mochte er wohl die Familie Belzig am Lügow-Ufer mit etwas wärmeren Farben herausgestrichen haben: das lebenswürdige gastliche Haus, die exquisiten Diners, die interessante Gesellschaft, die man zuweilen dort trafe — und ganz zuletzt, ganz nebenher die beiden bildschönen Töchter.

„I sieh einmal!“ Und die grauen Augen der Tante glitzerten noch lebhafter als sonst. „Du bist verliebt in eine von ihnen!“ Lachend wehrte er ab. „Ich sage dir, du bist verliebt in eine von ihnen! Du wirst dich mit einer von ihnen verloben!“

In einem köstlichen tyrannischen Befehlton kam es heraus. Er zwirbelte mit etwas listigem Schmunzeln das Mustertüchlein seines prächtigen Schnurrbartes. Das mochte sie als eine Befähigung aufgefaßt haben.

Nachdem er den Schluß des Briefes nur flüchtig durchflog, sprang er auf. Ja, wie gern gab er der Tante recht:

„Ich liebe dich! Ich liebe dich, Melitta, du Herrliche, Einzige!“ hätte er fast laut ausgerufen. Und in einem Sturm der Begeisterung, der ihn in dem Gedanken an sie erfaßte, rannte er die Stube auf und ab.

„'er Leut', il y a un monsieur qui désire parler 'er Leut'!“ meldete Baptisi.

Ess hatte nicht einmal gemerkt, wie der Burtsche eingetreten war. In einem leichten Unmut über die Störung suchte er ihn an.

Baptisi blieb unbeweglich, nicht die Spur einer Regung in dem frischroten, von Gesundheit strotzenden Muskeliertgesicht.

Da pochte es auch bereits an die Thür, zwei heftige Schläge; daran hatte Ess schon seinen Bruder erkannt. Ohne das „Herein“ abzuwarten, trat Adolf in die Stube, eine große Papierrolle unter dem Arm; selten sah man ihn ohne diese Rolle.

Adolf war eine kleinere, weniger hübsche und elegante Ausgabe des jüngeren Bruders. Auch kontrastierte sein nervöses, hin- und herfahrendes Wesen gegen die vornehme und sichere Ruhe des Offiziers. Er sah älter aus als die etlichen dreißig Jahre, die er zählen mochte; Haar und Bart waren leicht ergraut, und die Züge schienen mit ihren zahlreichen Falten gleichsam Buch zu führen über die „Ideen“, die in seinem Hirn umherwühlten.

„Guten Tag, alter Junge!“ rief er, Walthers Hand ergreifend. „Ich bemerkte Licht bei dir und wollte nur sehen wie es dir geht — nur auf eine Minute.“ Er warf die Rolle dabei auf den Tisch.

„Darf ich dir eine Cigarre anbieten, Adolf? Ist dir ein Glas Bier gefällig?“

„Ich danke dir — wenn dein Parlez-vous mir ein Glas Bier holen wollte, so wäre es mir sehr willkommen.“

Nach einer kurzen Pause flügte er mit einem eigenartigen listigen Ausdruck der kleinen unruhig funkelnden Augen und mit einem übertrieben vergnügten Händereiben hinzu: „Glaubst

du, daß ich seit acht Tagen keinen Schluck Bier über die Lippen gebracht?"

„Du bist doch nicht krank, Adolf?"

„Frisch und gesund und beim besten Humor. Aber ich kann mir den unerhörten Luxus eines Glases Bier nicht gestatten. Ebbe, völlige Ebbe!"

„Wieder einmal? Nicht möglich! Du scherzest wohl, Adolf!" rief Walthers, mit fast erschreckten Augen den Bruder anstarrend.

Das so vergnügt hingeworfene Gesändnis beleuchtete die ganze trostlose Lage. Adolf bewohnte seit Monaten mit Weib und Kind das nach einem engen, feucht-dumpfen Hof gehende Hinterzimmer eines kleinen Chambre garnie der Jägerstraße. Der Wirt hatte auf die „Idee" hin lange genug Kredit gegeben; nun verweigerte er die Verabsolung von Speisen und Getränken, die Familie immerhin als Faustpfand in dem dunklen Verließ seines allerschlechtesten Zimmers zurückbehaltend.

„Baptist, ein Glas Bier — un hoc, Baptiste!" rief Walthers in das Dunkel des Flurs hinein. Und zurückkommend, die Thür noch in der Hand: „Soll er dir auch etwas zu essen mitbringen?"

„Wenn ich bitten darf, ein Butterbrot, irgend etwas, eine Kleinigkeit," antwortete Adolf, die Papierrolle betrachtend, die er halbgeöffnet hielt.

„Aber Mensch, das ist ja geradezu entsetzlich!" zeterete Walthers, aus dem Flur zurückkehrend, wo er Baptist den Auftrag gegeben hatte, irgend eine warme Portion herbeizuschaffen. „Ich bitte mir aus, daß du es nicht so weit kommen läßt und dich rechtzeitig bei mir einstellst!" Er war ganz empört.

Adolf zuckte die Achseln, immer noch die Rolle vor dem Gesicht: „Du hast selbst nichts, und ich habe dich schon oft genug belästigt," warf er dumpf hin. „Alles muß einmal ein Ende haben. Der Kredit und die Bettelei — aber auch

dies Elend, ich versichere dich!“ Seine Augen leuchteten auf; es klang fast wie eine Herausforderung.

„Ich will nicht, daß du mit den Deinigen hungern sollst, Adolf!“

„Nun, so schlimm ist's nicht, mein guter Junge. Meine Frau und der Bub' sind Stammgäste in einem Milchsteller der Friedrichstraße. Na, und ich nähre mich von der Hoffnung. Hast du einen Bleistift? Einen Moment, ich sehe, ich habe mich da verthan.“ Er trat mit der Rolle an den Schreibtisch und begann, mit einigen markigen Strichen an einer Stelle der Zeichnung zu verbessern. „Solltest übrigens den Bub' sehen, wie er dabei gedeiht! Prächtig, sag' ich dir!“

„Deine Frau ist ein Engel!“ rief Waltherr mit anzüglicher Betonung.

„Ich habe alles versucht, um mir vorderhand ein Unterkommen zu schaffen. Vergebens! Ich bin kein Handlanger. Ich werfe mich nicht weg. Ich weiß, was ich kann und leiste. Ihr werdet sehen, daß ich durchdringe. Ich habe neue Aussicht für meinen Aspirator: Jemand, der den Vertrieb für Australien übernehmen will. Es handelt sich um die Herstellung des verbesserten Modells. Ich habe, seitdem ich dir ihn das letzte Mal erklärt, bedeutende Verbesserungen hinzugefügt. Wenn du einmal sehen wolltest . . .“

„Ach, laß mich mit deinen Hirngespinnsten in Ruhe!“

„Ich bitte dich, nur einen Blick hierher zu werfen. Willst du mir den Gefallen nicht thun? Ich will auch alles über mich ergehen lassen.“

Widerwillig trat Waltherr an den Tisch heran.

„Siehst du, Waltherr, während ich früher die kalte Luft in der Richtung dieses punktierten Pfeiles ausströmen ließ . . .“

Und die Schleuse war geöffnet. Adolf redete sich in immer heißere Begeisterung hinein, um die Vorzüge seiner verbesserten Idee in ein glänzendes Licht zu setzen. „Es ist alles so einfach, so handgreiflich, ein Kind muß es begreifen!“

„Weißt du was, Adolf, beruhige dich, laß es gut sein

für

„Be

Aspi

triun

„

ist di

du n

sete.

„

pieren

war,

gleich

wiede

„

tors

noch

sicht),

fabrik

leicht

sicht?

den.

Scho

du h

Glas

moch

„

augen

vor a

und

Über

sie in

sir heute," unterbrach ihn der gutmütige Walthor lachend.
 „Wenn ich nur endlich das erste kalte Rüstchen durch deinen
 Aspirator strömen hörte!"

„Kommt schon, wird schon kommen!" rief Adolfs fast
 triumphierend aus der Zeichnung heraus.

„Da ist übrigens dein Essen. Mach dir's bequem und
 is dich vorerst satt. Das ist das Wichtigste. Und dann wirst
 du mir nicht übelnehmen, wenn ich mich an meine Arbeit
 setze. Ich habe sehr viel zu thun."

„Wie das Beefsteak duftet!" sagte Adolfs begeistert.

Es war gut, daß Walthor sich am Tische mit seinen Pa-
 pieren zu schaffen machte und nicht Zeuge des Heißhungers
 war, mit dem sein Bruder über die Speise herfiel. Aber
 gleich nach dem ersten Bissen forderte auch die „Idee" schon
 wieder ihr Recht.

„Ich habe übrigens Aussicht, die Fabrikation des Aspira-
 tors selbst in die Hand zu bekommen. Ich hab' heut' Abend
 noch ein Rendezvous (er hatte stets ein Rendezvous in Aus-
 sicht), das die Fabrikangelegenheit betrifft. Eine Eismaschinen-
 fabrik in der neuen Lindenstraße ist bankrott geworden; viel-
 leicht gelingt es uns, den Plunder billig zu kriegen."

„Vielleicht — vielleicht — und das ist die ganze Aus-
 sicht?" unterbrach ihn Walthor ärgerlich, ohne sich umzuwen-
 den. „Nach dem, was du Mama schreibst, sieht man den
 Schornstein deiner famosen Fabrik schon dampfen. Ich denke,
 du hast nicht einmal genug, um dir den Luxus von einem
 Glas Bier zu verschaffen?"

„Kommt schon, wird schon kommen!" Kein Einwurf ver-
 mochte die Zuversicht des Erfinders zu erschüttern.

„Das Geld wird schon zur rechten Zeit da sein! Ist
 augenblicklich nur gerade ein unglücklicher Moment. Ich habe
 vor acht Tagen die Patentgebühr für Rußland erlegen müssen,
 und das will viel sagen, sie halten dort alle die Hand aus.
 Übermorgen ist das für Italien fällig. Natürlich drängen
 sie im Hotel, aber die Patente gehen vor; es ist mein größter

Schade, wenn sie verfallen. Ich muß einen neuen Wechsel aufnehmen, und der alte muß prolongiert werden. Mein Aspirator ist das Vorzüglichste, was je in dieser Art erfunden wurde. Er wird, er muß in allen Spitälern, in allen Schulen, Fabriken und dergleichen eingeführt werden. Ich bekomme überall Geld darauf, soviel ich will. Es wird schon alles werden! Profit alter Zunge!"

"Aber es ist wirklich und wahrhaftig nicht zum Anhören!" brauste Walthers auf. „Mensch, du hast doch Weib und Kind. Du mußt doch auch an uns alle denken und hast Klücherei auf unsere Familie zu nehmen.“

Mit erregten Schritten maß er die Stube.

Adolf kante in aller Ruhe an einem schwierigen Stück seines Beifsteaks; die beiden Brüder schienen ihr Temperament vertauscht zu haben. Endlich, den Bissen hinunterschluckend, die Hand abermals am Bierglas, sagte er mit dem gemessensten Ton: „Ich weiß ganz genau, was ich mir und meiner Familie und euch allen schuldig bin. Ich bin zwar kein angehender Moltke, aber ich werde dem Namen Ehre und noch keine Schande machen. Im Gegenteil, ich hoffe, daß ich ihn zu Ehren bringen, ihn bekannt, ja berühmt machen werde! Mein Aspirator allein, wenn er erst allgemein eingeführt sein wird . . .“ Da hielt er vor einer ungeduldrigen Geste des Bruders inne. Und nach einer Pause: „Übrigens darf man wohl ein Wort mit dir reden?“

„Bitte!“ klang es scharf und kurz.

„Du willst dich verloben, Walthers? Mama schreibt, du wolltest dich verloben. Ich habe es auch sonst gehört.“

„Von wem?“

„Von einem Herrn Bertisch. Ein Allerweltskerl. Mama hat mich an ihn empfohlen. Er will meinen Aspirator in der Presse herausstreichen. Freilich, der horrible Preis, den er verlangt . . .“

„Und nun? Was ist?“ Walthers schien die Mitteilung überhört zu haben. „Gewiß ich liebe die Dame, und es ist

möglich, daß ich das Glück habe, sie heimzuführen. Was soll's?"

„Ein Goldfisch, Walthex, eine von den reichen Belzigs. Ich gratuliere dir!“

„Ich dagegen muß mir jede Gratulation in dieser Beziehung ernstlich verbitten! Das Geld der Eltern übt keinen Einfluß auf meine Absichten.“

„Und warum hältst du denn nicht gleich um das Mädchen an?“

Das hätte ich wohl schon gekonnt, aber ich wollte warten, bis ich zum Hauptmann avanciert und definitiv in den Generalstab versetzt bin.“

„Sie geben viel auf dergleichen, deine zukünftigen Schwiegereltern. Es heißt, sie, die Frau Belzig, reserviere ihre beiden Töchter für die Söhne Bismarcks.“

„Laß die Scherze, Adolf! Sprechen wir von was anderem!“

„Noch eine Frage. Ich muß wissen, wie ich daran bin. Wann wird deine Versetzung in den Generalstab perfekt sein?“

„Warum? Sie kann jeden Tag heraus sein. Vielleicht kann es auch noch Monate dauern.“

„Und wenn das andere, das, wovon du nicht gerne sprichst — du bist eben ein gelungener Kerl — auch heraus ist, darf ich dann auf dich rechnen?“

„Wieso?“

„Nun, der betreffende Vater deiner Erlorenen wäre doch imstande, einem armen Kerl von Streber herauszuhelfen. Ich kann zwar anderweitig Geld bekommen, so viel ich will; mein Aspirator schlägt jede Konkurrenz; aber es wäre doch das Einfachste, es wäre das Natürlichste.“

„Ah, also das ist's! Daher das Interesse an meiner Verlobung!“ lachte Walthex.

„Nun ich freue mich wirklich von Herzen auf meine schöne und lebenswürdige Schwägerin. Aber was wird sie mit einem Schwager anfangen, der sich von Milch und Hoffnung ernährt?“

„Sehr gut! Also darauf reduziert sich die ganze Aussicht, deine Fabrik zu gründen! Wenn ich nun einen Abfall erlebe?“
 „Nicht möglich!“ rief Adolf.

„Ich danke für deine Zuversicht,“ lächelte Walthher. Seine Liebe zu Melitta und Melittas Liebe zu ihm war so felsenstark, daß sie alle Hindernisse, wenn es solche gäbe, siegreich überwinden mußte! Und in dem freundigen Bewußtsein dieser Stärke klopfte er auf Adolfs Schulter. „Nun, sei nur ruhig. Vielleicht bringen wir dann deinen Aspirator auch noch durch.“

„Du bist ein guter Bursch, Walthher, und du befreist mich von einer großen Sorge. Diese Wechsel sind entsetzlich. Würdest du mir bis dahin Bürgschaft leisten?“

„Gewiß, recht gern,“ antwortete Walthher zögernd, „aber ohne die Klausel ‚bis dahin.‘ Es wird sich alles finden. Apropos, du bist in augenblicklicher Verlegenheit?“

„Ich muß Papier zum Zeichnen und Petroleum für die Lampe haben. Wir brauchen viel von letzterem; selbst am Mittag kann man in unserem Verließ nichts sehen ohne Licht. Und der Salunke von Birt will auch das Petroleum nicht einmal mehr liefern.“

„Schon gut, schon gut.“

Ein paar Minuten darauf empfahl sich Adolf, mit Geld für Papier und Petroleum, und auch wohl mit bedeutend mehr versehen.

„Du bist ein guter Junge, du bist ein famozer Junge, Walthher!“ Und er schlug jenem zum Abschied lieblosend auf die Schulter. „Na warte, wenn erst mein Aspirator . . .“

Die zuschnappende Thür schnitt das Wort ab.

Walthher schüttelte mit einem bedauerlichen Lächeln den Kopf. Bald darauf saß er tief in seinen Zahlen. Bis in die zweite Morgenstunde hinein instradierte er Bataillone, Schwadronen und Batterien, ließ er Züge nach der Grenze abgehen und zurückkommen und die leeren wieder von neuem beladen; richtete er Frühstücksstationen ein und sorgte für Trinkgelegen-

heiten
und g
ein S
nur u
Sieg
fahrtsz
konnte
marsch
Offensiv
Preuß
heit fet

Nie
deckte
des Har
er. In
men h
Silber
gemalte
dem tra
des Fri
etwas
Gaukel
auf der
und es
Marsch
Seite, i
des ein
Arabest
zeln

heiten. Hier und da huschte der Gedanke an Melitta heran und gaukelte über dem unabsehbaren Gewirr der Zahlen wie ein Schmetterling über einem sonnigen Blumenfeld. Aber nur wenige Minuten lang duldete er das süße Gegaufel. Ging doch von dem kleinen Versehen einer ungenauen Abfahrtszeit die Brauchbarkeit des ganzen Planes ab; vielleicht konnte dies Versehen die Rechtzeitigkeit des strategischen Aufmarsches in Frage stellen — vielleicht konnte damit die erste Offensive verzögert werden. Nicht am wenigsten verdankt Preußen einen Teil seiner Erfolge der erstaunlichen Korrektheit seiner Mobilmachungsfahrpläne.

Viertes Kapitel.

Die rote Stube.

Nichts Einladenderes, nichts Freundlicheres als der gedeckte Tisch des Hauses Belzig. Er schien gleichsam das Glied des Hauses darzustellen: so strahlte, so schimmerte, so glitzerte er. Im Kamin knisterte ein Feuer, und der Schein der Flammen huschte in lustigen Reflexen über das Geschirr und das Silber der Gedecke, ließ die schweren vergoldeten Rahmen der gemalten Stillleben mit ihren unmöglichen Riesenfrüchten aus dem traulichen Dämmer, das den Raum auch jetzt zur Stunde des Frühstückes einhüllte, hervorglänzen und rief in den stets etwas bebenden Krystallen des Kronleuchters ein lebhaftes Gaukelspiel von Lichtern hervor. Nur die kostbaren Rosen auf der Mitte des Tisches verschmähten solchen Flammengruß, und es war, als ginge besonders von dem stolzen hochgelben Marschall Niel eine besondere Glut aus. Von der anderen Seite, durch das Pflanzenwerk, das sich an der Spiegelscheibe des einzigen Fensters mit den graziösen Konturen japanischer Arabesken scharf abzeichnete, brach die Januarsonne in einzelnen Lichtstreifen herein. Es war eine so vornehme, so dis-